

WESTEND

CHRYSTIA FREELAND



DIE SUPERREICHEN

AUFSTIEG UND
HERRSCHAFT EINER NEUEN
GLOBALEN GELDELITE

CHRYSTIA FREELAND

DIE SUPERREICHEN

**AUFSTIEG UND HERRSCHAFT EINER
NEUEN GLOBALEN GELDELITE**

**Aus dem Englischen von
Andreas Simon dos Santos**

WESTEND

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Plutocrats: The Rise of the New Global Super-Rich and the Fall of Everyone Else
im Verlag Allen Lane (an imprint of Penguin Books).

© 2012 Chrystia Freeland

All rights reserved

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeiche-
rung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-045-1

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2013

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

In Erinnerung an meine Mutter,
Halyna Chomiak Freeland

Inhalt

Einleitung	9
1 Die Geschichte und warum sie zählt	16
2 Die Kultur der Superreichen	55
3 Superstars	109
4 Revolutionen beim Schopf packen	167
5 Die Superrentiers: Milliarden auf Kosten der Allgemeinheit	217
6 Die Superreichen und wir	260
Schluss	310
Dank	321
Anmerkungen	324
Literatur	347
Namensregister	352

Einleitung

Der Arme genießt, was ehemals der Reiche nicht bestreiten konnte.

Was Gegenstände des Luxus waren, sind Lebensbedürfnisse geworden. Der Arbeiter hat gegenwärtig mehr Annehmlichkeiten als vor einigen Menschenaltern der Pächter. Der Pächter erfreut sich eines größeren Wohllebens als ehemals der Grundeigentümer, er ist besser gekleidet und wohnt besser. Der Grundeigentümer besitzt kostbarere Bücher und Bilder und eine kunstvollere Einrichtung als sie früher dem König erreichbar waren.

*Andrew Carnegie*¹

Branko Milanović ist Ökonom bei der Weltbank. Sein Interesse an Einkommensungleichheit geht auf die 1980er Jahre zurück, als er im ehemaligen Jugoslawien, seiner Heimat, an seiner Doktorarbeit schrieb. Bei seiner Forschung musste er feststellen, dass Einkommensungleichheit von offizieller Seite als »heikles« Thema angesehen wurde – das Regime wollte nicht, dass sich Wissenschaftler allzu genau damit beschäftigten. Das war keine große Überraschung, schließlich war die zentrale ideologische Verheißung des Sozialismus ja die Schaffung einer klassenlosen Gesellschaft.

Als Milanović jedoch später nach Washington zog, fiel ihm etwas Merkwürdiges auf. Die Amerikaner liebten es, ihre Superreichen zu feiern, und machten sich – zumindest gelegentlich – auch Sorgen um ihre Armen. Aber beides in einen Zusammenhang zu rücken und über wirtschaftliche Ungleichheit zu sprechen, das war so gut wie tabu.

»Einmal hat mir der Direktor einer einflussreichen Denkfabrik in Washington D. C. gesagt, dass der Aufsichtsrat des Instituts wohl kaum eine Arbeit finanzieren würde, in deren Titel die Wörter ›Einkommens-‹ oder ›Vermögensungleichheit‹ vorkommen«, schrieb Milanović, ein stämmiger Vollbarträger mit schütterem Haupthaar, in einem kürzlich erschienenen Buch. »Ja, man würde alles finanzieren, was mit Armutslinderung zu tun habe, aber Ungleichheit, das sei eine völlig andere Sache.«

»Warum nur«, fragte sich Milanović und erklärte es sich so: »Weil mich ›meine‹ Sorge um die Armut mancher Menschen in einem

schönen, warmen Licht erscheinen lässt, denn ich bin ja bereit, ihnen mit meinem Geld unter die Arme zu greifen. Wohltätigkeit ist etwas Gutes; sie verschafft einer Menge Egos einen Schub, man kann damit viele Punkte auf seinem Moralkonto verbuchen, selbst wenn man den Armen nur mickrige Beträge spendet. Aber Ungleichheit ist etwas anderes: Wo immer sie erwähnt wird, erwächst daraus nämlich die Frage, ob mein eigenes Einkommen angemessen oder gerechtfertigt ist.«²

Es ist nicht so, dass die Superelite ungern ihren Reichtum vorzeigen würde – schließlich ist das zumindest teilweise der Zweck von Jachten, Haute Couture, riesigen Villen und einer mit Großspenden zur Schau getragenen Philanthropie. Aber wenn die Diskussion von wehevoll zu analytisch wechselt, wird die Superelite nervös. Ein Wall-Street-Banker und Mitglied der Demokraten, der schon hohe Ämter in Washington und in einigen der führenden amerikanischen Finanzinstitute bekleidete, sagte mir, Präsident Barack Obama habe mit seiner Rede von »den Reichen« die Geschäftswelt vor den Kopf gestoßen. Es sei das Beste, sich überhaupt nicht auf Einkommensunterschiede zu beziehen, aber wenn es der Präsident partout nicht vermeiden könne, sich die Spitzenverdiener des Landes herauszugreifen, sollte er sie lieber »wohlhabend« nennen. Das Wort »reich« klinge polarisierend – etwas, was die Reichen nicht sein möchten. Ähnlich äußerte sich Bill Clinton, der in seinem Buch *Es gibt viel zu tun* an Barack Obama bemängelte, wie er über die Leute an der Spitze spreche. Seinem eigenen behutsameren Umgang mit ihnen rechnete er es an, die Spitzenverdiener zur Hinnahme höherer Steuern bewegt zu haben: Viele Börsenleute, schrieb er, »haben mich unterstützt, als ich 1993 ihre Steuern an hob, denn ich habe sie nie wegen ihres Erfolgs angegriffen«.³

Robert Kenny, ein Bostoner Psychologe, der sich auf die Beratung der Superelite spezialisiert hat, weiß von dieser Animosität ein Lied zu singen. Das Wort »reich«, so sagte er einem Interviewer, nehme ja oft einen abwertenden Klang an. Im Englischen reime sich »rich« (reich) mit »bitch« (Miststück). »Ich war schon in Therapieräumen, da sind Leute aufgestanden und haben gesagt: ›Ich heiße soundso, und ich bin reich.‹ Dann sind sie in Tränen ausgebrochen.«⁴

Es sind nicht nur die Superreichen, die nicht gern über wachsende Einkommensungleichheit sprechen. Auch für viele von uns übrigen kann es ein ideologisch unangenehmes Gesprächsthema sein. Der Grund dafür ist, dass der globale Kapitalismus selbst – oder vielleicht gerade – aus Sicht seiner glühendsten Befürworter nicht ganz in dieser Weise funktionieren sollte.

Bis vor einigen Jahrzehnten waren die Ökonomen allgemein der Meinung, dass Einkommensungleichheit einem bestimmten Muster folgt. Danach war sie in vorindustrieller Zeit ziemlich gering – insgesamt war der Wohlstand hier noch recht klein und die Produktivität niedrig, so dass es nicht viel gab, was eine Elite erbeuten konnte. Während der Industrialisierung, als Industrielle und Industriearbeiter die bäuerliche Bevölkerung weit hinter sich ließen (man denke nur an das heutige China), erreichte die Ungleichheit dann einen Spitzenwert. Schließlich aber würde die Einkommensungleichheit in voll industrialisierten oder postindustriellen Gesellschaften durch eine breitere Bildung und eine stärker umverteilende Rolle des Staates wieder abnehmen.

Diese Auffassung über die Beziehung zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und Einkommensungleichheit wurde zuerst und am klarsten von dem aus Weißrussland stammenden US-amerikanischen Ökonomen Simon Kuznets formuliert. Kuznets illustrierte seine Theorie mit einer der berühmtesten Grafiken der Ökonomie: der Kuznets-Kurve, ein auf dem Kopf stehendes, auswärtsgespreiztes U, das die Entwicklung einer Gesellschaft, deren Wirtschaft komplexer und produktiver wird, von geringer zu hoher Ungleichheit und wieder zurück zu niedriger Ungleichheit darstellt.

Ohne auf Kuznets' Datenmaterial und statistische Analyse zurückgreifen zu können, traf Alexis de Tocqueville in den frühen Jahren der industriellen Revolution eine ähnliche Vorhersage: »Wenn man aufmerksam betrachtet, was seit Anbeginn der Gemeinschaften in der Welt geschieht, so erkennt man ohne große Mühe, dass Gleichheit nur am Anfangs- und am Endpunkt der Kulturentwicklung steht. Die Wilden sind untereinander gleich, weil sie alle gleichermaßen schwach und unwissend sind. Die Kulturmenschen können einander gleich werden, weil ihnen allen ähnliche Möglichkeiten zur Verfügung stehen, Wohlstand und Glück zu erreichen. Zwischen beiden Extremen stößt man auf die Ungleichheit der Lebensbedingungen, auf Reichtum, Wissen und Macht einiger sowie auf Armut, Unkenntnis und Schwäche aller anderen.«⁵

Wenn man vom Kapitalismus überzeugt war – was heute praktisch für alle Welt gilt –, hatte man in der Kuznets-Kurve eine wunderbare Theorie. Der ökonomische Fortschritt mag brutal und holprig verlaufen und auf dem Weg Menschen zu Verlierern machen. Aber sobald wir das Tocqueville'sche Plateau erreicht haben, auf dem alle »Kulturmenschen« sind (damals natürlich *Männer*), würden wir alle am Gewinn teilhaben. Bis zum Ende der 1970er Jahre waren die Vereinigten Staaten, das weltweite Vorzeigeland des Kapitalismus, auch eine Verkörperung der Kuznets-Kurve. Die große Expansion der Nachkriegszeit war nämlich auch eine Phase der »Großen Kompression«, wie es Ökonomen genannt haben, wo die Ungleichheit abnahm und sich die meisten Amerikaner bald als Angehörige der Mittelklasse fühlen konnten. Dies war auch die Ära, in der die Amerikaner, wie es Harvard-Ökonom Lawrence Katz ausdrückte, »zusammenwuchsen«. ⁶ Das schien der natürliche Zustand des Industriekapitalismus zu sein. Selbst die Reagan-Revolution segelte noch im Kielwasser dieses Paradigmas: Die Theorie des von oben nach unten durchsickernden Wohlstands, die sogenannte *Trickle-down*-Theorie, betont ja schließlich gerade, dass letztlich alle vom Wohlstand profitieren werden.

Doch Ende der 1970er Jahre setzte eine Veränderung ein. Die Einkommen der Mittelklasse fingen an zu stagnieren, während die Spitzeneinkommen sich von allen anderen abzukoppeln begannen. Dieser Wandel war am ausgeprägtesten in den Vereinigten Staaten, aber an der Wende zum 21. Jahrhundert war wachsende Ungleichheit zu einem weltweiten Phänomen geworden, sichtbar in den meisten Volkswirtschaften der westlichen Industrieländer ebenso wie in den aufstrebenden Schwellenländern.

Der Wandel vom Amerika der sich schließenden Einkommenskluft zu dem Amerika, in dem ein Prozent Superreiche allen anderen davonziehen, ist noch so frisch, dass unsere intuitive Auffassung vom Gang des Kapitalismus noch keinen Anschluss an die Realität gefunden hat. Tatsächlich verletzt die wachsende Einkommensungleichheit unsere Erwartungen so sehr, dass die meisten von uns nicht begreifen, was vor sich geht.

Genau das konnten die Verhaltensökonominnen Dan Ariely von der Duke University und Michael Norton von der Harvard Business School im Jahr 2011 in einer Untersuchung nachweisen. ⁷ Ariely zeigte Amerikanern die Wohlstandsverteilung in den USA, wo die obersten 20 Prozent der Bevöl-

kerung 84 Prozent des gesamten Reichtums besitzen, und in Schweden, wo die obersten 20 Prozent nur einen Anteil von 36 Prozent des Reichtums haben. 92 Prozent der Befragten gaben an, die Wohlstandsverteilung in Schweden gegenüber der in den heutigen Vereinigten Staaten vorzuziehen. Ariely bat seine Testpersonen dann, die ideale Wohlstandsverteilung in den USA zu beziffern. Die Befragten bevorzugten eine Verteilung, bei der die obersten 20 Prozent nur 32 Prozent des gesamten Reichtums besitzen, ihnen schwebte also eine noch gleichere Wohlstandsverteilung vor als in Schweden. Was die Einkommensverteilung angeht, würden Amerikaner somit lieber in Schweden leben – oder statt in den heutigen Verhältnissen der USA in den späten 1950er Jahren. Am allerliebsten wäre ihnen ein Egalitarismus im Stil eines Kibbutz.

Doch die Kluft zwischen den Fakten und unserer Intuition ist kein guter Grund, die Entwicklung zu ignorieren. Um zu verstehen, wie der amerikanische Kapitalismus – und der Kapitalismus auf der ganzen Welt – sich verändert, muss man sich anschauen, was ganz oben an der Spitze passiert. Diese Konzentration hat nichts mit Klassenkampf zu tun; es geht um Arithmetik.

Lawrence Summers, Harvard-Ökonom und Finanzminister unter Bill Clinton, ist schwerlich ein Radikaler. Dennoch weist er darauf hin, dass das Wirtschaftswachstum im letzten Jahrzehnt so ungleich verteilt wurde, dass es für die Mittelschicht »zum ersten Mal seit der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre sinnvoller ist, ihr Augenmerk auf Umverteilung statt auf Wachstum zu richten«.⁸

Die Schräglage zugunsten der obersten Spitze ist so ausgeprägt, dass man gesamtwirtschaftliche Wachstumszahlen nicht verstehen kann, ohne sie zu berücksichtigen. Wie bei einer Schule, deren gestiegener Notendurchschnitt der herausragenden Leistung einiger weniger Schüler zu verdanken ist, können die anschwellenden Vermögen ganz an der Spitze die Stagnation in tieferen Einkommensschichten maskieren. Dies zeigt sich zum Beispiel an der wirtschaftlichen Erholung der USA in den Jahren von 2009 bis 2010. Die Gesamteinkommen stiegen in dieser Periode um 2,3 Prozent – sicherlich ein schwaches Wachstum, aber wesentlich stärker, als man angesichts der insgesamt düsteren Stimmung in dieser Zeit hätte erwarten können.

Betrachtet man die Zahlen jedoch genauer, wie es der Ökonom Emmanuel Saez getan hat, so stellt sich heraus, dass Durchschnittsamerikaner mit gutem Grund Zweifel an der wirtschaftlichen Erholung heg-

ten. Dies deshalb, weil für 99 Prozent der Amerikaner das Einkommen in dieser Zeit nur um 0,2 Prozent wuchs. Unterdessen schossen die Einkommen des obersten Prozents um 11,6 Prozent in die Höhe. Es war eindeutig eine Erholung – für das eine Prozent.⁹

Hinter dem Boom in aufstrebenden Volkswirtschaften steckt eine ähnliche Geschichte. Das »strahlende Indien« der städtischen Mittelklasse hat Hunderte von Millionen Bauern, die kaum das Nötigste zum Leben haben, unberührt gelassen, wie die Bharatiya-Janata-Partei¹⁰ zu ihrem Verdruss feststellen musste, als sie mit diesem Werbeslogan die Wiederwahl anstrebte; ebenso ist Chinas florierende Küstenelite Welten entfernt von rund der Hälfte der Bevölkerung, die noch immer in Dörfern im riesigen Hinterland lebt.

Dieses Buch ist daher der Versuch, den Wandel in der Weltwirtschaft durch eine genauere Betrachtung der obersten Spitze zu verstehen: Wer gehört dazu, woher stammt ihr Geld, wie denkt sie, und welche Beziehung hat sie zu uns übrigen. Es ist keine Reportage im Stil eines Boulevardmagazins über das Leben der Reichen und Berühmten, aber auch keine Neuauflage von *Wer hat Schuld?*, jenem einflussreichen Roman, den der Vater des russischen Sozialismus, Alexander Herzen, im 19. Jahrhundert schrieb.

Dieses Buch geht von der Überzeugung aus, dass wir Kapitalisten benötigen, weil wir den Kapitalismus brauchen – schließlich ist er, wie die Demokratie, das beste System, auf das wir bislang gekommen sind. Aber es argumentiert, dass es auch auf die Ergebnisse ankommt und dass die Abkoppelung der Plutokraten von allen anderen eine Folge der heutigen Funktionsweise des Kapitalismus und eine neue Realität ist, die der Zukunft ihren Stempel aufdrücken wird.

Andere Darstellungen, die sich mit dem oberen Prozent beschäftigen, neigen dazu, sich entweder auf die Politik oder die Wirtschaft zu konzentrieren. Die Auswahl kann eine ideologische Vorentscheidung bedeuten. Wer den Superreichen wohlgesonnen ist, neigt dazu, wirtschaftliche Argumente zu bevorzugen, weil sie ihren Aufstieg unvermeidbar erscheinen lassen, zumindest in einer Marktwirtschaft. Kritiker der Plutokraten neigen häufig zu politischen Erklärungen, weil sie die Vorherrschaft des einen Prozents als das Werk eines fehlbaren, abgehobenen, für den einseitigen Einfluss von Interessengruppen anfälligen Regierungsapparats betrachten, nicht als Folge der Mechanismen, die einst Adam Smith beschrieb.

Dieses Buch handelt von Wirtschaft und Politik gleichermaßen. Politische Entscheidungen haben dazu beigetragen, dass die Superelite überhaupt erst entstehen konnte, und während die Wirtschaftsmacht dieser Schicht wächst, nimmt auch ihr politischer Einfluss zu. Die Rückkoppelungsschleife zwischen Geld, Politik und Ideen ist zugleich Ursache und Folge des Aufstiegs der Superelite. Aber auch die ökonomischen Kräfte fallen ins Gewicht. Die Globalisierung und die technologische Revolution – und das von ihnen angestachelte weltweite Wirtschaftswachstum – sind fundamentale Triebkräfte für den Aufstieg der Plutokraten. Selbst Plutokraten, deren Reichtümer sich vor allem begünstigenden Regierungsentscheidungen verdanken, durch die sie sich lukrative Erträge auf Kosten der Allgemeinheit sichern, sind zum Teil durch diesen wachsenden globalen Wirtschaftskuchen reicher geworden.

Amerika beherrscht noch immer die Weltwirtschaft, und Amerikaner dominieren immer noch die Superelite. Doch dieses Buch versucht auch, die US-amerikanischen Plutokraten in einen globalen Kontext zu rücken. Der Aufstieg des einen Prozents ist ein globales Phänomen, und in einer globalisierten Weltwirtschaft sind die Plutokraten die internationalsten von allen, sowohl darin, wie sie leben, als auch in der Art, wie sie ihr Vermögen verdienen.

Der amerikanische Ökonom und Politiker Henry George war im 19. Jahrhundert ein glühender Verfechter des Freihandels und glaubte so sehr an das freie Unternehmertum, dass er gegen die Einkommenssteuer war. Für ihn war das Aufkommen der Plutokraten seiner Ära, der Räuberbarone, die große »Schicksalssphinx«: »Der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Fortschritt und Armut – er ist das große Rätsel unserer Zeit«, schrieb er. »Solange all der aufgespeicherte Reichtum nur dazu dient, das Vermögen einzelner maßlos zu vergrößern, den Luxus zu steigern und den Gegensatz zwischen Besitz und Mangel zu verschärfen: so lange ist der Fortschritt kein wahrhaftiger und kann auch kein bleibender sein.«¹¹

Anderthalb Jahrhunderte später ist diese große Sphinx zurückgekehrt. Dieses Buch ist der Versuch, einen Teil des Rätsels zu entwirren, indem es die Tür zum Haus der Superreichen aufstößt und seine Bewohner unter die Lupe nimmt.